

**Bezugs-Preis**  
In der Hauptredaktion über den im Stab  
besitzt und den Honorar erzielten  
abgehenden abgehenden 4.50.  
— zweimaliger täglicher Herausgabe  
und 4.50. Durch die Post bezogen für  
Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich 14.50,  
für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

**Redaktion und Expedition:**  
Bobanitzgasse 8.  
Telefon 153 und 222.  
**Abonnement-Redaktion:**  
Ulrichsplatz 14, n. Hauptstr. 7.  
**Haupt-Filiale Dresden:**  
Steinstraße 6.  
Telefon Amt I Nr. 1718.  
**Haupt-Filiale Berlin:**  
Königsplatz 116.  
Telefon Amt VI Nr. 6303.

# Morgen-Ausgabe.

# Leipziger Tageblatt

## und

# Anzeiger.

**Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig,  
des Rates und des Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.**

**Anzeigen-Preis**  
die 6spaltige Zeile 25 A.  
Kleinanzeigen unter dem Redaktionstitel  
(4spaltig) 75 A. vor den Familienan-  
zeigen (6spaltig) 50 A.  
Tabelle und Formulare entsprechend  
höher. — Gebühren für Nachdruckungen und  
Einfachnahmen 25 A. (vgl. Vorz.).

**Extra-Beilagen (geliefert) nur mit der  
Morgen-Ausgabe, ohne Nachdruckung  
4 00., mit Nachdruckung 4 70.**

**Annahmestunde für Anzeigen:**  
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.  
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.  
Anzeigen sind frei an die Expedition  
zu richten.  
Die Expedition ist nachmittags ununterbrochen  
geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.  
Druck und Verlag von G. Holz in Leipzig.

Nr. 516. Freitag den 10. Oktober 1902. 96. Jahrgang.

### Vor dem Eisenacher Tage.

Das Interesse, mit dem in den verschiedensten Partei-  
lagern dem nationalliberalen Delegiertentage entgegen-  
gesehen wird, gibt sich zum Teil in wohl, teils in über-  
gemeintem Maß, die der mehr oder minder geliebten  
Partei erteilt werden. Sowohl von links, wie von rechts  
treten Prospekten auf, die ganz genau voraus wissen, was  
bei der bevorstehenden Aussprache unserer Partei heraus-  
kommen werde: die einen raten so, die anderen anders;  
jedenfalls aber bezeugen sie sämtlich direkt und indirekt,  
und je weniger sie es zugeben möchten, um so mehr, daß  
dem bevorstehenden nationalliberalen Parteitag eine Be-  
deutung zukommen sei, wie sie einem solchen lange nicht  
zugeworfen worden ist. Mit dieser Erwartung steht es  
nicht in Widerspruch, sondern in erfreulichem Ein-  
klang, wenn schon aus der Zahl der Anmeldungen, die er-  
gangen sind, eine Regsamkeit für die bevorstehenden Ver-  
handlungen sich erkennen läßt, wie es auch dem Umfange  
der Partei kaum entfallen kann. Neben hiesigen  
althergebrachten und frische Kräfte der Partei aus Nord und  
Süd werden sich in Eisenach zusammenfinden!

Das bedeutet aber nicht nur die vollkommene Rechtferti-  
gung des Entschlusses, in diesem Herbst einen Dele-  
giertentag der Partei zusammenzutreten zu lassen, es zeigt  
auch gerade in unserer Partei lebendigste Teilnahme  
für die Fragen der Reichs- und der einzelstaatlichen Politik  
in einem Maße vorhanden ist, wie kaum in einer anderen  
Parteigemeinschaft. Darin liegt auch eine weitgehende  
Bewusstseinsbildung, daß der politisch gerechteste und unter allen  
Umständen nationale Liberalismus in den deutschen  
Verhältnissen, und namentlich auch im hiesigen Bürger-  
tum, weit entfernt ist, zurückzugehen oder gar den Boden  
unter den Füßen verloren zu haben, sondern an Boden  
festgewonnen. Ohne in den Vorhaben der Parteiführung  
zu kommen, darf die nationalliberale Partei und dürfen  
die nationalliberalen Fraktionen im Reichstage und in  
den deutschen Einzelstaaten von sich behaupten, daß  
ihre Mitarbeit an der Gesetzgebung und ihre parlamen-  
tarische und außerparlamentarische Haltung und Tätigkeit  
diesen Erfolg verdient haben. Sie haben ihn momentlich  
verdient in einer Zeit, in der der Radikalismus der  
Sozialdemokratie auf der einen und der mit Mitteln der  
Agitation, die sich von denen der Sozialdemagogie viel-  
fach wenig unterscheiden, auf der anderen Seite zu Werke  
gehende agrarische Radikalismus über die besten Tradi-  
tionen des Abgeordneten des deutschen parlamentarischen  
Entscheidungs mit Stiefeln und Sporen hinwegzuschreiten  
sich nicht verweigert und den Kampf der politischen Mei-  
nungen und Überzeugungen einzuformen verstanden in  
einen solchen der rein materiellen Interessen-Vertretung.

### Das Entstehen der nationalliberalen Partei

Das Entstehen der nationalliberalen Partei ist seinerzeit  
notwendig geworden, als das partikulare Sonderinteresse  
in den deutschen Einzelstaaten und auch in Preußen die  
gedehnte Weiterentwicklung der freien Kräfte zur  
Erfüllung des lange gehegten deutschen Einheitsstraumes  
zu hindern oder unmöglich zu machen drohte. Von dem  
Überwachen des einseitigen Klassenmaterialismus, wie es  
in den letzten Jahren immer deutlicher hervorgetreten ist,  
müßte Abhilfe herbeigeführt und befristet werden. Und da  
es denn in hohem Maße ersichtlich, wenn aus allen  
deutschen Landesteilen heraus eine so große Zahl von  
politischen Männern, wie sie zu dem Delegiertentag in  
Eisenach kommt, die praktische Entscheidung an den Tag  
legt, durch ihre offene Bekennung zur nationalliberalen  
Partei die Berechtigung der Ziele und des Tuns der-  
selben vor aller Welt darzutun. Bekannt damit, daß  
deutsche Bürgerinnen, daß es in ihnen wahrlich nicht  
schlechtesten Teilen weit entfernt davon ist, demjenigen  
Indifferenzismus verfallen zu sein oder verfallen zu  
wollen, der nach manchen Zeitbedeutungen ein heroor-  
sichender Zug der Zeit ist, so vertritt dieser ebenso  
erkennbare wie erfreuliche Protest wider die nationa-  
len und liberalen Gesinnungsformen gegen die politi-  
sche Teilnahmslosigkeit gleichzeitig die Partei als solche  
zu einer Rücksichtnahme auf die in diesem neuen Aus-  
druck kommenden Strömungen, die sich weder in die  
eine, noch in die andere der unserer Partei von den  
anderen Parteien empfindlichen Formeln lassen lassen.  
Am allerwenigsten aber wird bei dieser Rücksichtnahme  
diejenige Forderung zu ihrem Rechte kommen, die sich  
gründen möchte darauf, daß in Eisenach auch Gegenstände  
zur Sprache kommen werden. Dies wird gemäß der Fall  
sein. Sie werden zur Sprache kommen, sie werden aber  
auch in der befriedigendsten Weise zum Ausdruck gebracht  
werden.

Dies wird aber nicht geschehen im Sinne einer un-  
fruchtbareren Reaktion oder in dem der Reaktion,  
sondern des wahrhaft deutschen Liberalis-  
mus im heutzutage neuen Sinne, und deshalb  
wird auch das Ergebnis der Beratungen des Delegiertentages  
sein anderes sein, als dies: die nationalliberale  
Partei in Deutschland wird kraft des von ihr richtig ver-  
standenen Liberalismus den Rängen der kommenden  
Monate und Jahre um so unvergänglicher und unverwund-  
licher entgegengehen können, weil sie einig und fest  
die Überlieferungen ihrer besten Zeit bewahrt und für  
deren Behauptung auch in den veränderten Verhältnissen  
alle ihre Kräfte einzusetzen bereit ist. Als Parole  
sowohl für den Delegiertentag als für die Zukunft der  
Partei möge für jetzt und immerdar gelten: „Einig  
und fest“.

### Deutsches Reich.

C. H. Berlin, 9. Oktober. (Rückgang der Alters-  
renten; Konjunktur gegen die soziale  
Gesetzgebung überhaupt; Befamlich gehen  
die Altersrentenbewilligungen von Jahr zu Jahr  
zurück, nach den amtlichen Mitteilungen des  
Reichsversicherungsamtes wurden im Jahre 1901  
im ganzen Deutschen Reich 1471 Altersrenten-  
bewilligungen gegen 1900 im Vorjahre er-  
teilt, was eine Abnahme von über 24 Prozent  
bedeutet. Bei der Verrechnung sanktalt Berlin wurden  
341 Altersrenten gegen 387 im Vorjahre bewilligt, es ist  
also ein Rückgang von 12 Prozent zu verzeichnen, der  
hinter dem Durchschnitt im Reich um die Hälfte zurück-  
bleibt. Taggen ist bei den Frauen die Abnahme der  
bewilligten Altersrenten härter als im ganzen Reich, sie  
beträgt 20 Prozent, während bei den Männern sich noch  
nicht auf 9 Prozent beläuft. Die Gründe für die Er-  
scheinung sind in der Tätigkeit der älteren Frauen zu  
suchen. Welt handelt es sich bei ihnen um Ausfüh-  
rungs- und Hauswirtschaften, wo sie als Arbeiterinnen, Aus-  
besserinnen und Ausbesserinnen beschäftigt werden; da  
aber diese Beschäftigung keine händige ist, so ist es ihnen  
unmöglich, die Wartzeit für eine Altersrente  
zu erfüllen. Bei den Männern kommt eine regel-  
mäßige Beschäftigung auch im höheren Alter vor, aber  
wenn auch bei ihnen ein Rückgang der bewilligten Alters-  
renten zu konstatieren ist, so ist das daraus zurückzuführen,  
daß die meisten sich schon vor Jurisdiktion des 70. Lebens-  
jahres imwalde schreiben lassen, zumal die Unterstände in  
der Höhe der beiden Renten — Invaliden-Altersrente —  
um so mehr zurücktreten, je mehr Marken bis zum Eintritt  
des Versicherungsaltes gefüllt sind. Aus diesen Gründen  
werden von Jahr zu Jahr die Altersrenten immer mehr  
und mehr abnehmen und durch die Invalidenrenten ver-  
drängt werden. Aber selbst die Versicherungen, welche erst  
seit 1900 unter das Invalidenversicherungsgesetz fallen und  
für welche die Wartzeit infolge der Übergangsbestim-  
mungen sehr abgekürzt ist, haben nur in ganz vereinzelten  
Fällen Altersrenten bewilligt erhalten. Man hätte meinen  
sollen, daß es in einer Stadt wie Berlin eine ganze Reihe  
von Privatierinnen und Privatierern gäbe, die  
und sonstigen Angehörigen gibt, welche alle gesetzlichen Be-  
dingungen zur Erlangung einer Altersrente leicht  
erfüllen können, aber die Erfahrung zeigt, daß trotz der  
früheren Agitationen aus diesen Kreisen, in die Invaliden-  
versicherung hineingegangen zu werden, die Beteiligung  
der Privatierinnen und der Kreise überflüssig zu wünschen übrig  
läßt, ja daß sich bei vielen Lehrern und Lehretinnen eine  
Abneigung gegen das Markenkleben be-  
merkbar macht, weil diese Versicherung sich angeblich  
nicht mit ihrem Stande verträgt und den Charakter  
einer Armenversicherung an sich tragen soll. So

unberechtigt diese Ansichten sind, so weit verbreitet sind sie,  
aber es läßt sich hoffen, daß im Laufe der Jahre, wie bei  
anderen Berufsarten, auch bei den seit 1900 neu hinzuge-  
kommenen Versicherungen die Vorurteile gegen die Inva-  
lidenversicherung schwinden werden.

Berlin, 9. Oktober. Zu der Nachricht, daß das neue  
Militärpensionsgesetz nur für diejenigen  
Militärpersonen Gültigkeit haben soll, die nach dem  
1. April 1903 aus dem Dienste ausscheiden, wird in einem  
Artikel der im Verlage von H. Eisenhuth in Berlin er-  
scheinenden „Militär-Zeitung“ auf die Ungleichheiten  
und die Härten der Gesetzgebung hingewiesen, die einen  
Ausgleich dringend notwendig erscheinen lassen, und dann  
folgendes geschrieben:

„Die Gesetzgebung unterscheidet nämlich gemessenmaßen  
drei Kategorien von pensionierten Offizieren: a. solche, die bis  
einschließlich 31. März 1897 pensioniert wurden, b. solche,  
deren Pensionierung nach diesem Zeitpunkt, aber vor dem  
1. April 1902, und c. solche, deren Pensionierung am 1. April  
1902 oder später erfolgte. Nach den gesetzlichen Bestim-  
mungen erhält a. B. ein Oberleutnant, der vor dem 1. April  
1897 pensioniert wurde, bei 17jähriger Dienstzeit 780 A  
Pension, ein Oberleutnant, der nach dem 31. März 1897 pen-  
sioniert wurde, bei derselben Dienstzeit 934 A Pension, also  
154 A mehr als sein älterer Kamerad. Bei einem Hauptmann  
zweiter Klasse gestaltet sich diese Differenz bei 17jähriger Dienst-  
zeit wie 1817 : 1515, d. h. der nach dem 31. März 1897 be-  
abschiedete Hauptmann zweiter Klasse erhält 193 A Pension  
mehr als sein älterer, vor dem 1. April 1897 verabschiedeter  
Kamerad. Ein Stabskapitän erhält als Stabskapitänkomman-  
deur nach 25jähriger Dienstzeit, wenn er vor dem 1. April  
1897 verabschiedet wurde, 3285 A, wurde er später ver-  
abschiedet, 3490 A; der Jüngere erhält also 205 A mehr  
als der Ältere. Die Pensionstafeln zwischen den Kate-  
gorien b und c sind nur unbedeutend und werden daher von  
uns nicht berührt. Das sind, wie jeder zugeben muß, keine ge-  
lunden Zustände, sondern, wie der Kriegsminister seiner Zeit in  
der Budgetkommission des Reichstages sehr richtig erklärte,  
Ungleichheiten und Härten, die dringend der Abhilfe bedürfen,  
und da sollte nun nach jahrelanger Vorbereitung ein neues  
Pensionsgesetz erlassen werden, welches eine dritte Kategorie  
von Pensionärs schaffen, also neue Ungleichheiten und Härten  
den alten hinzufügen würde! Wir können einfach an die Mög-  
lichkeit eines solchen Verfahrens, das einen Entzug der Ent-  
richtung bei allen pensionierten Offizieren herbeiführen müßte,  
nicht glauben. Man darf die alten Offiziere, die mit schwerem  
Degen und oft trübendem Auge ihren Beruf aufgeben mußten  
und zum Teil in den dürftigsten Verhältnissen dahinschliefen, nicht  
zurücksetzen und muß das neue Gesetz so gestalten, daß ein jeder

### Feuilleton.

#### Aus den Erinnerungen des Boeren-Obersten Schiel.

##### II. Gesungen an Bord der „Manila“.

Einer der interessantesten Abschnitte des Schiel'schen  
Buches ist die Schilderung seines Schicksals in der eng-  
lischen Gefangenenschaft, die auf das Verhalten der Eng-  
länder ihren Kriegsgefangenen gegenüber recht wert-  
würdige Streifen enthält. Die Darstellung der Gefangen-  
schaft auf der „Manila“ ist besonders anziehend durch die  
Erzählung der von den Gefangenen unternommenen  
Fluchtversuche. Schiel erzählt von der „Manila“:

Das Schiff war ein zwischen England und Hindien  
fahrender Frachtdampfer, der Truppen von Indien ge-  
bracht hatte.

Uns Offizieren wurde ein Raum angewiesen, gegen den  
das Zwischendeck des letzten Rumpes eines Dampfers  
der reine Salon genannt werden konnte. Ich ging zum  
Kapitän und sagte ihm noch heraus, daß ich einen sehr  
einstimmigen Raum unter seinen Umständen begehre. Wenn er  
sorgfältig nicht nach Schiel'scher Behandlung wolle,  
sollte er mir eine Dankschuld geben; ich würde dann wohl  
ein Fläschchen bei meinen Mannschaften finden.

Der Kapitän des Schiffes, Dobbins, wie auch der In-  
fanteriehauptmann haben den Grund meiner Beschwerde  
wohl ein und gaben mir eine Passagierkabine, die ich mit  
Kapitän De Wit Damers teilte. Man schätzte mich anher-  
den, unter Eßen aus der Salontafel gegen Bezahlung von  
fünf Schilling sechs Pence täglich zu beziehen.

Obgleich die Kabine klein war, war sie doch rein. Wir  
richteten uns so gut es ging in ihr ein. Der Versteher  
des Schiffes war Geschäftsmann und jugendlich, und so  
konnten wir zum ersten Male wieder ein Glas Bier und  
Wein trinken, was um so besser schmeckte, als die schneidigen  
Oberaufsichtsräte in Kapitän den Genuß von Wein und  
Bier auch für die Offiziere streng verboten hatten.

Was diese feindliche Schikane bezweckte, habe ich  
nicht recht einsehen können, jedenfalls auch der Schiff-  
versteher nicht, denn er kümmerte sich ebenso wenig um den  
Reisenden wie wir.

Einer der ersten der alten Kameraden, die mich auf der  
„Manila“ begrüßten, war der Artillerieunteroffizier  
Schmidt, den ich bei Elandsbucht als Toten beklagt hatte.  
Er hatte in meiner unmittelbaren Nähe einen Schuß durch  
die Brust erhalten und durch den Blutverlust die Besinnung  
verloren. Nach der Erzählung eines in der Nähe liegenden  
Bermundeten war ein englischer Arzt zu Schmidt gekom-  
men. Er moß jedoch wohl wenig Hoffnung auf seine  
Wiedererholung gehabt haben, denn er sagte zu seinem Ge-  
hilfen:

„Es hat keinen Zweck, ihn wegzutragen; er wird die  
Sonne nicht mehr wiedersehen!“

Aus Mitleid gab er ihm eine starke Morphiumein-  
spritzung, und da noch viele Verwundete ärztlicher Hilfe  
bedürftig, überließ er ihn seinem Schicksal. Das Stöhnen  
des Wundes hörte bald auf; Schmidt schlief ein, und auf dem  
Rücken liegend, lag er an, fürchterlich zu schnarchen. Dieses  
Schnarchen hatte ich für das Todesröcheln gehalten. Es  
hielt gegen Morgen auf, denn Schmidt, dem es mittlerweile  
in den offenen Mund regnete, hatte sich die Seite geliegt  
und ruhig weitergeschlafen. Am anderen Morgen sah ich  
ihn mit dem Rücken nach mir gewandt und hielt ihm für  
tot. Erst als die Verlobungsfeier der Engländer  
kam, wachte er auf und entsagte so dem Schicksal, lebendig  
beizubehalten zu werden.

Neujahr kam, und unsere Freunde, die Africanercomité  
in der Kapkolonie, hatten Vorbereitungen getroffen, und  
alles zu schicken, was zu einem guten Festtagessen gehörte.  
Sie schickten eine große Menge getrockneter Äpfel, Datteln,  
Trostbrot, Pfeffer, Dampfmehl, u. s. w., sowie mit Salat,  
große Äpfel mit Äpfeln und Früchten, Limonen und was  
weil was noch alles für schöne Sachen. Dann den Kap-  
händler Militärbehörden kamen die meisten der schönen  
Sachen jedoch alle erst einige Tage zu spät an und die  
Militärbehörden und Frische waren hierdurch wieder einmal  
verdorben.

Wir hatte eine befreundete Dame einige schöne Pudd-  
dings mit vier Pfunden Ananas geschickt, von denen wir  
einen ausgezeichneten Punsch machten. So hatten wir  
denn dieses Mal unser Neujahrsgeschenk von Puddingsauce.

Unsere Mannschaften hatten es auf der „Manila“ hart,  
wie auch später auf all den anderen Märterkäsen, Trans-  
portschiffe genannt. Die Sardinien waren die armen Kerle  
in dem engen Schiffsraum zusammengepackt. Platz zur  
Bewegung war absolut nicht vorhanden, und außerdem  
kamen fast täglich neue Gefangene hinzu.

Gleich in den ersten Tagen wurden verschiedene Leute  
krank. Da jedoch der Schiffarzt der „Manila“ sich  
weigerte, die Kranken Gefangenen zu behandeln, weil er  
dafür von der Militärbehörde keine Bezahlung erhielt, so  
blieben die Kranken ohne ärztliche Behandlung und Pflege.  
Die Luft unten im Schiffsraum war entsetzlich, und ich be-  
schränkte mich nicht allein, daß unter den Leuten Krankheiten  
allgemein wurden, sondern daß diese Art der Gefangenenschaft  
auf die an Freiheit und Bewegung gewöhnten Leute einen  
so ungünstigen Einfluß haben würde, daß eines Tages  
Wiedererholung ausbrechen, wenn nicht gar ein noch  
größerer Unglück stattfinden könne.

Ich sprach hierüber mit Kapitän O'Meara, der auch  
den Grund zu meiner Beschwerde einwarf und mich auf die  
Schicksale einzeichnete; er wolle sie dann sofort nach Kap-  
stadt senden.

Einige Tage darauf kam auch ein Herr vom Eise in  
Kapstadt, ein aktiver Offizier, Kapitän Jarvis. Auch er  
war davon überzeugt, daß dieser elende Zustand unmöglich  
von langer Dauer bleiben könne, und versprach einen  
größeren Transportdampfer zu senden, auf dem mehr  
Raum zu freier Bewegung sei.

Kapitän Jarvis, der sich von nun an öfters nach uns  
umsah und jede Klage und Beschwerde sofort untersuchte,

gab sich alle Mühe, Mängeln, die er entdeckte, abzuheben.  
Er sorgte sofort für bessere und reichlichere Nahrung, gab  
Bescheid, daß noch ein Teil des Oberdecks den Gefangenen  
zur Verfügung gestellt werden müsse, und traf auch sofort  
Angelegenheiten mit dem Schiffarzt betreffs ärztlicher Hilfe  
für die Kranken.

In dem Raum, in dem die Mannschaften schliefen, lag  
eine Anzahl Bettungsmatten. Da niemand glaubte, daß  
einer der Gefangenen die große Stredde, die das Schiff  
von Meer entfernt lag (ungefähr 2000 Meter), durch-  
schwimmen könnte und da die Rat von Datteln wimmelte,  
hatte man es nicht für der Mühe wert gehalten, die Gürtel  
wegzunehmen.

Eines Morgens war ein Däne, Hölst, verschwunden.  
Er war an Land gekommen und, wie wir später  
hörten, glücklich nach den Boerenfarmen bei Sommer-  
West gekommen, von wo man ihn weiterholte. Da er als  
Europäer und weil er nur mangelhaft holländisch sprach,  
wurde er mehr Schwierigkeiten zu überwinden hatte, als dies  
bei einem Afrikaner der Fall gewesen wäre, war die Aus-  
sicht für ihn, nach unseren Vätern zu entkommen, nur sehr  
gering. Trotzdem gelang es. Er erreichte glücklich unsere  
Vorposten bei Goleberg und ging von dort weiter nach  
Bloemfontein und Pretoria.

Auf der „Manila“ fand die Musterung der Mann-  
schaften nicht auf Deck statt wie auf der „Penelope“, sondern  
unten im Schiffsraum. Die Leute mußten sich so, wie sie  
in Messen eingeteilt waren, an die Tische setzen und wurden  
dann gezählt.

Am ersten Tage gelang es, an die Stelle des fehlenden  
einen der Offiziersbüchsen zu schmuggeln, der, sobald der  
Inspektionsoffizier die Leute des betreffenden Tisches ge-  
zählt hatte, ihm wieder an seinen Platz sprang. Dadurch  
bekam Hölst einen guten Vorsprung.

Das glückliche Geschehen der Flucht hatte auch anderen  
Luft und Mut gewacht, und am nächsten Abend beschloßen  
noch einige Boerzige, Hölst's Beispiel zu folgen.

Um die Aufmerksamkeit der Wachen abzulenken, veran-  
staltete eine Anzahl Gefangener, die in den Plan einge-  
weicht war, mit einbrechender Dunkelheit auf Deck eine  
Boxerei mit Boghandeln. Eine ganze Anzahl Leute  
hatte sich zur Flucht bereit gemacht. Allerdings  
waren einige darunter, denen man anlah, daß sie  
das Ganze als eine Spielerei betrachteten. Einer der  
jungen Boeren kam im vollständigen Anzug zu mir und bat  
um ein paar Schillinge für die Flucht. Er hatte Reichsteil  
und sogar zwei Röhre übereinander gezogen und über-  
über wieder den Regenschirm, über diesen den Schwimms-  
gürtel. Ich sah an dem sonderbaren Anzuge sofort, daß  
aus seiner Flucht nichts werden würde, und fragte ihn:

„Kannst du denn überhaupt schwimmen?“

„Ich habe es noch nie versucht, aber dazu habe ich ja  
den Schwimmgürtel!“

Ein junger Afrikaner, namens Rothmar, war der erste,  
der über Bord gelassen wurde. Er kam glücklich weg,  
Auch der zweite, ein Amerikaner, schwamm außer Sicht,  
ebenso der dritte.

Als jedoch ein junger Boer hintergelassen wurde,

war diesem wohl das Wasser so kalt. Der Jammerklagen  
schrie um Hilfe, und sein Geschrei lockte einen der indischen  
Matrosen herbei, der an der Stelle, wo sich die Leute über  
die Brüstung lehnten, nachsehen wollte, was es gäbe. Einer  
der Leute, ein harter Tabakkauer, sagte ihm jedoch bei den  
Ohren und spuckte ihm dinstweilen einen Zigarren Tabak-  
sauce in beide Augen, so daß der arme Teufel für einen  
Augenblick gänzlich blind war. Nun brüllte dieser um  
Hilfe, und das ganze Schiff kam in Aufruhr. Die Mann-  
schaften und englischen Soldaten scharten sich natürlich alle  
um den bedenklichen Jüder, und so gelang es, den haken-  
herzigen Schwimmer wieder hinauf zu ziehen, der eben  
noch Zeit fand, unbedenkt im Schiffsraum zu verschwinden.

Inzwischen war das Alarmglocken gegeben worden. Alle  
Gefangenen wurden unter Deck geschickt, und von den  
Kriegsschiffen spielten die Scheinwerfer. Boote wurden in  
die See geschickt, und die beiden Amerikaner wurden im  
Wasser schwimmend bemerkt. Der erste war beinahe an  
Land, der letzte etwa 500 Yards vom Schiffe entfernt, als  
sie angefangen wurden.

Rothmar war ans Land gekommen und dort von einem  
Boeren, der in der Nähe einer verbotenen Batterie am Meer  
stand, aufgehalten worden. Er lagte dem Soldaten, er  
wolle nach Stellen gehen, habe aber den Weg verloren,  
woran der Boer ihn auf den richtigen Weg brachte und  
ihn unbedenklich weitergehen ließ.

Kaum war er einige Schritte entfernt, da ertönten die  
Alarmglocken und die Scheinwerfer beleuchteten das ganze  
Meer. Rothmar änderte nach seiner Richtung und verlor  
sich in ein Gestrüpp. Dann ging er weiter und marschierte  
die ganze Nacht hindurch. Während des folgenden Tages  
verlang er sich wieder. In der zweiten Nacht kam er zu  
einem ihm bekannten Afrikaner, der ihm weiter half und  
ihn zu einem Farmer brachte. Dieser, der viel in der  
Kolonie umhergereist war, um Pferde einzufahren, ver-  
sorgte ihn mit Geld, und gab ihm auch ein altes Rotisbuch  
mit Anweisungen über Pferdehandel. Rothmar, der die  
Kapkolonie genau kannte, ging weiter nach den nördlichen  
Distrikten, sah überall als Verdrängter angedacht, der  
für die englische Regierung Pferde aufkaufen wollte.

Einmal überredete er auf einer Vollversammlung. Der  
Berg hatte an demselben Tage den Zedern mit der  
Personalbeschreibung Rothmars erhalten, die jedoch, da sie  
nach Informationen von Rothmars Kameraden gegeben  
war, mit ihm gerade so viel Ähnlichkeit, wie ein Ei mit  
einem Apfel hatte.

Der Flucht-Verdrängter kam auch glücklich nach  
unseren Vätern und von dort nach Pretoria, wo er seine  
abenteuerliche Reise in der „Boisfontein“ veröffentlichte.

Trotz nach diesen Vorfällen strengere Kontrollen ge-  
troffen wurden, ist selbstverständlich, namentlich daß die  
Bewachung eine stärkere wurde. Daß aber diese Maß-  
regeln den Charakter einer Strafe für die anderen Gefan-  
genen annahmen, von denen nur ein ganz geringer  
Teil um die Flucht gewacht hatte, war doch wohl nicht ganz  
gerechtfertigt.